

Kölsch und Köfte

Das geht ja gut los, dachte Hasan Ateş, als er aus dem Zug auf den Münchener Bahnsteig trat. Überall waren Menschen, die ihm und den anderen zujubelten, mit Trommeln und Trompeten. Nett, dachte er, diese Deutschen.

Ateş' Reise endete, wie sie begonnen hatte: mit Trommeln. Auch durch die Istanbuler Straßen hatten sie dumpf gehalten, und hell die Rufe nach Männern wie ihm. In Deutschland gebe es Arbeit, so gut bezahlt, dass man sich ein Haus davon kaufen könne. Zwei Jahre wartete Ateş auf eine Rückmeldung zu seiner Bewerbung, dann kam die Zusage. Vor der Abreise wurde Ateş aber noch »an allen elf Fingern«, wie er sagt, medizinisch durchgecheckt, und dann mit dem Zug und Hunderten anderen zunächst nach München gefahren. Dort gab es für die

Neuankömmlinge nach dem Begrüßungsapplaus belegte Brötchen und Kaffee, ehe sie nach ihren Fachbereichen sortiert ins ganze Land weitergeleitet wurden. Ateş landete in Köln. Heute, mehr als 50 Jahre später, nennt Ateş Köln seine zweite Heimat. Menschen können also mehrere Heimaten haben. Es ist offenbar auch möglich, eine Heimat hinzuzugewinnen, neben dem Geburtsort.

Ayfer Sevim wurde Anfang der 1960er-Jahre in Anatolien geboren. Ihr Vater arbeitete zu dieser Zeit in den Werken des Autobauers Ford in Köln. Als sie fünf Jahre alt war, folgten sie und ihre Mutter dem Vater nach Deutschland. Ende der 1960er-Jahre war vieles anders, speziell für sie, mit ihren türkischen Wurzeln, erzählt Sevim. Sie sitzt auf einer grauen Couch in ihrem grünen Garten, hinter dem selbst gebauten Haus, und

schaut ihrem Sohn dabei zu, wie er mit Freunden eine Bierzeltgarnitur für seine Geburtstagsparty am Abend aufbaut. Ende der Sechzigerjahre, erzählt Sevim weiter, war nämlich etwas möglich, das heute nicht mehr ginge, dass nämlich ein kleines Mädchen die komplette erste Klasse schwänzte, ohne dass es jemandem auffiel.

Und das kam so: Drei Monate nach ihrer Ankunft in Köln wurde Sevim eingeschult. Es gab nur ein Problem; sie verstand nichts, kein Wort und keine Zahl. Statt zur Schule ging Sevim also spazieren. Erst als sie zum Ende der ersten Klasse kein Zeugnis bekam, ihr Vater in der Schule fragte, wieso, und er dann erfuhr, dass seine Tochter nie da gewesen sei, fiel die Abwesenheit der kleinen Ayfer auf. Ihr Vater habe bloß gelächelt, erinnert sich Sevim, wohl aus Verständnis, vermutet sie. Auf einer

Förderschule lernte sie dann nicht nur, dass eins und eins zwei ergeben, sondern auch Deutsch. Einige Jahre später schloss Sevim ihr BWL-Studium ab.

Kurz nach Sevim kam auch Ahmet Altinova nach Deutschland, Anfang der 1970er-Jahre. Auch sein Vater arbeitete bei Ford in Köln und holte seine Familie aus der Türkei zu sich. Bis dahin hatte Altinova bei seinen Großeltern in Anatolien gelebt und laufen, lesen und sprechen gelernt. Dann kam der Umzug. »Ich war acht und habe zum ersten Mal meinen Vater kennengelernt«, sagt er. Im Oktober 1961 unterzeichneten die deutsche und die türkische Regierung das sogenannte Anwerbeabkommen. Es regelte die Vermittlung türkischer Arbeitnehmer in die Bundesrepublik, die in Nachkriegsdeutschland dringend gebraucht wurden. Zunächst sollten die Gastarbeiter tatsächlich nur Gäste sein und

nach je zwei Jahren rotieren. Doch auch in dieser Zeit lassen sich erste Wurzeln schlagen, sodass die Bundesregierung 1964 die Zweijahresgrenze aus dem Abkommen strich, das sie bis 1973 fortsetzte. Bis dahin waren rund 870 000 Türken nach Deutschland gekommen, von denen ein Großteil blieb.

Zu dieser ersten Generation gehört Hasan Ateş. Ayfer Sevim und Ahmet Altinova zählen zur zweiten Generation. Viele von ihnen wurden ab Mitte der 1960er-Jahre entweder durch die Möglichkeit der Familienzusammenführung nachgeholt oder sind in Deutschland geboren.

Auch Malik Karaman ist Teil der zweiten Generation. Er kam als Kind nach Duisburg, 1981 war das. Später ging es nach Köln, wo Karaman inzwischen ein Reisebüro betreibt. Mit Ortswechseln kennt er sich aus. »Die Kultur

vergisst man niemals«, sagt er, »man wechselt seine Heimat aber.« Er denkt dabei auch an die dritte Generation, und die vierte und fünfte und sechste. Die Bezüge in die Türkei bestehen vor allem durch Menschen, die Verwandten und Freunde, und die leben nicht ewig.

Yeliz Karadeli-Yaşar gehört zu dem Teil der zweiten Generation, der in Deutschland geboren ist. 1981 kam sie in Köln zur Welt. Ihre Heimat, sagt sie, sei der Stadtteil Riehl, direkt am Rhein. Deswegen sei sie auch keine Deutschtürkin, sondern Deutsche mit türkischen Wurzeln. Ihre Wurzeln seien durch ihre Eltern in deren türkischer Heimat verankert, aber Deutschland, genauer: Köln, und noch genauer Riehl, sei ihre Heimat. »Alles, was mich prägt, habe ich da erlebt.«

In Riehl kam Karadeli-Yaşar zum Beispiel in die

Pubertät, die Phase, in der sich viele zum ersten Mal fragen, wer sie sind. So war das auch bei ihr, die sie ja zunächst einmal Riehlerin war und dazu ein bisschen rebellisch. In dieser Zeit setzte sich Karadeli-Yaşar auch mit ihren türkischen Wurzeln auseinander. Sie bedeuteten für sie bis dahin vor allem schöne Urlaube, jeden Sommer das Meer und das wunderbare Essen. Im türkischen Chor lernte sie dann die Werte des Gründers der Türkei kennen, Kemal Atatürk, sowie türkische Poesie und Geschichte. Und noch etwas: Ihre Verbindung zur Türkei schien auch eine andere Dimension zu haben, eine politische. So richtige Heimatgefühle habe sie für die Türkei nie gehabt, sagt Karadeli-Yaşar. Doch selbst wenn da noch ein Funken war, irgendwann verlosch auch der. Wann das war, kann sie ziemlich genau datieren, nämlich auf den 3. November 2002. Da kam die AKP, die Partei des amtierenden türkischen Präsidenten

Recep Tayyip Erdoğan, an die Macht – an der sie bis heute ist. »Was wir an Heimatgefühlen noch hatten, hat er uns genommen«, sagt Karadeli-Yaşar. Dass Heimat nicht auf Patriotismus oder gar Nationalismus, auf Geburtsorte und Fahnen beschränkt ist, lernte sie erst später. Agit Aba war noch nie in der Türkei. »Nichts gegen die Türkei, aber was soll ich da«, fragt sich der 39-Jährige und meint damit das kurdische Dorf, aus dem seine Eltern Ende der in der Türkei politisch aufgeladenen 1970er-Jahre flohen. Wäre Abas Identität ein Baum und das Dorf die Wurzeln, sie wären aus der Erde gerissen. Doch einen Baum kann man in einen anderen Boden pflanzen, vielleicht auch einen Menschen in eine neue Heimat. Man kann es zumindest versuchen. Statt an Urlaube in der Türkei erinnert sich Aba an Sommer in Italien und Spanien – wie man das als vierköpfige deutsche Familie so macht. So haben seine Eltern versucht, Aba und seinem

Bruder die Integration, die sie trotz ihres Geburtsorts Deutschland meistern mussten, so einfach wie möglich zu machen.

Dazu gehörten neben den Urlauben auch Besuche in der Kirche, und zwar der christlichen. Wenn all die anderen Kinder ins Ferienlager fahren, warum sollten unsere es dann nicht auch tun, dachte sich das Ehepaar Aba und gab den zwei Jungs noch etwas mit: Ihr seid Jesiden, aber wenn euch das gefällt, was ihr in der Kirche lernt, dann ist das auch okay.

Viele türkischstämmige Familien fahren oft in die Türkei. Hasan Ateş hat die Strecke über den Balkan ans Schwarze Meer bis vor einigen Jahren mit dem Auto zurückgelegt. Inzwischen nimmt er das Flugzeug. Ayfer Sevim war zuletzt vor einem Jahr in der Türkei, also für ihre Verhältnisse recht lange nicht mehr. Im Sommer

und Herbst des vergangenen Jahres war sie mit ihrem Wahlkampf beschäftigt. Seit November sitzt sie im Rat der Stadt Köln. Für Ahmet Altinova geht Heimat durch den Magen. Im Alltag denke er gar nicht so oft an die Türkei, am engsten verbindet ihn mit dem Land, in dem er aufgewachsen ist, aber das Essen. Weil es so »geschmackvoll und gesund« sei, gibt es bei Altinovas bis heute fast nur türkisches Essen. Auch Yeliz Karadeli-Yaşar hat die meisten Sommer ihres Lebens in der Türkei verbracht und nicht selten Gewürze und Öl als Souvenir mitgenommen. Seit zwei Jahren haben die Reisen in das Heimatland ihrer Eltern aber auch einen anderen Grund. Seitdem liegt nämlich ihr Vater dort begraben. »Dadurch ist noch mal so ein anderer Heimataspekt dazugekommen«, sagt sie. Dabei geht es ihr nicht um die Türkei als Land. Es geht ihr nur genau um die rund zwei Quadratmeter des Grabes ihres Vaters. Denn er

war ihre Heimat. »Mit Dogmen möchte ich nicht leben«, sagt Ayfer Sevim. Deswegen fühlt sie sich auch so gut aufgehoben bei ihren Nachbarn. Gestern war sie mal wieder drüben, um »das Spiel« zu schauen, wie sie sagt, womit sie ein Bundesligaspiel des 1. FC Köln meint. Wenn sich Sevim mit ihren türkischen Freunden trifft, dann trinkt sie Rakı. Aber gestern, da gab es Kölsch. Sie könne nicht sagen, was ihr besser schmeckt, entweder – oder. »Will ich nicht – warum auch?« Heimat ist keine Einbahnstraße, auch wenn es sich manchmal so anfühlt für Hasan Ateş, Ayfer Sevim, Ahmet Altinova, Malik Karaman, Yeliz Karadeli-Yaşar und Agit Aba. Trotz all der Jahre der Integration, obwohl sie hier seit Jahrzehnten leben oder hier geboren sind, gibt es einen wachsenden Teil der deutschen Bevölkerung, der diesen Menschen ihre deutsche Heimat abspricht.

Man kann es nicht wegreden«, sagt Karaman, »Vorurteile gibt es immer wieder, und das erleben wir auch.« Er ist Mitglied des Kölner Integrationsbeirats, wo es heute vor allem um die Eingliederung ukrainischer Flüchtlinge geht, nicht mehr um türkische Gastarbeiter. Die Probleme mit Ausgrenzung aber ähneln einander, sagt er. Agit Aba ist nicht zum Christen geworden, aber Deutscher, klar, das ist er, schon wegen seiner Erziehung. Dass Aba sich manchmal fragt, wer er ist, liegt auch daran, dass andere seine Identität infrage stellen. Die Erfahrungen mit Rassismus, Ausgrenzung und Vorurteilen beschreibt er so: »Meine Identität steht immer zur Disposition.« Als Opfer versteht er sich jedoch nicht. Er sieht sich auch selbst in der Verantwortung. Man kann etwas dazu beitragen, sich zu integrieren und sich zu positionieren. Identität ist aktiv, beweglich und nicht festgeschrieben. Knapp zwei Stunden

noch, dann kommen die Gäste. Ayfer Sevim muss langsam mal los, bei den Vorbereitungen für die Geburtstagsfeier ihres Sohnes mithelfen. Freunde werden kommen, die Nachbarn auch, die es durch die offenen Tore zwischen den Gärten nicht weit haben. Es gibt türkisches Essen, im Kühlschrank steht Kölsch. Das Haus, die Party, die Leute, ja, sagt Sevim, das sei Heimat. Zum Abschied ruft sie: »Das ist ja alles etwas, was du selbst erschaffst.«

Datum der Erstveröffentlichung: 17.06.2026

Adrian Breitling arbeitet und lebt als freier Journalist in Köln.

